

In: Jochen Strobel (Hg.): Vom Verkehr mit Dichtern und Gespenstern. Figuren der Autorschaft in der Briefkultur. Heidelberg: Winter 2006, S. 137-156.

KERSTIN STÜSSEL

„Werk“ und Friktion: Der Briefwechsel zwischen Friedrich Schiller und Christian Gottfried Körner

I.

Im aktuellen Schillerjahr 2005 sind Aspekte der Schillerschen Werkbiographie aufgerufen und dann wieder im kulturellen Gedächtnis abgelegt worden, die mit ähnlichen Strategien der Aufmerksamkeitserzeugung bereits im Laufe der langen und breiten Rezeptionsgeschichte bedacht und beschrieben worden sind. Daß es bei Schiller nichts Neues zu entdecken gebe, ist daher ein Topos einer latent gelangweilten Öffentlichkeit, der Schillers Status als Klassiker auf vorhersehbare Weise bestätigt.¹ Es ist daher auch nichts Neues, den ebenfalls topischen Vergleich von Schiller und Goethe zu bemühen, um auf eine Differenz im Nachruhm-Management der Dioskuren hinzuweisen: Während Goethe bekanntlich durch die gezielte und kontrollierte Archivierung seines Nachlasses, vor allem aber durch die autobiographischen Texte sein Bild über den eigenen Tod hinaus mitzubestimmen sich bemühte, ist dieses Begehren bei Schiller sehr viel weniger stark nachzuweisen. Krankheit, der frühe Tod und die aufs Werk gerichtete Askese haben eine intensivere Einflußnahme auf das eigene „Image“ wohl verhindert. Daß es nicht vorhanden gewesen sei, ist allerdings ebenfalls nicht nachzuweisen, denn auch Schiller hat sich zu Lebzeiten intensiv mit seinem öffentlichen „Bild“ beschäftigt.²

¹ Vgl. dazu die Debatte in den *Jahrbüchern der deutschen Schiller-Gesellschaft* 2003/2004.

² Schiller selbst hat beispielsweise die Anfertigung der Gewandbüste durch Johann Heinrich Dannecker initiiert. Schiller an Körner am 17.3.1794: „Er [Dannecker, K. St.] modelliert jetzt meine Büste, die ganz vortrefflich wird.“ (*Schillers Werke. Nationalausgabe*, begründet von Julius Petersen. Fortgeführt von Lieselotte Blumenthal und Benno von Wiese, seit 1952 im Auftrag der Stiftung Weimarer Klassik und des Schiller-Nationalmuseums Marbach

Da autobiographische Schriften kaum vorhanden sind, die der Nachwelt einen Eindruck vom Autor Schiller ‚außerhalb‘ seines Werkes geben, richtet sich die Aufmerksamkeit der professionellen Exegeten und der Laienöffentlichkeit sehr schnell auf Schillers Briefe: Sein neben Goethe wichtigster Briefpartner Christian Gottfried Körner veröffentlicht die erste Schiller-Biographie³, Caroline von Wolzogen schreibt Schillers Leben aus den Briefen⁴, Schiller-Briefe werden massenhaft gefälscht⁵ und erste Briefeditionen entstehen.⁶ Daß Briefe für die Rezeptionsgeschichte eine zentrale Rolle gespielt haben, beantwortet aber noch nicht die Frage, wie Brieflichkeit und Autorschaft bei Schiller zusammenhängen und ob die Briefe neben ihrem dokumentarischen Wert auch einen monumentalischen Aspekt besitzen.

am Neckar hg. von Norbert Oellers u. a., Weimar 1943ff. [Künftig zitiert als „SNA“ mit Band- und Seitenzahl.] Hier Band 26, S. 349.) Schiller an Körner am 23.4.1794: „Meine Büste von Danecker wird ganz vortreflich; nur Schade, daß ich sie nicht früher habe anfangen laßen, denn nun kann sie vor meiner Abreise nicht fertig seyn. Gegen Anfang des Julius aber werden wir sie haben können, und dann sollst Du Dir Deinen Abguß bey mir abholen.“ (SNA Band 26, S. 357.) Schiller an Dannecker am 5.10.1794: „Die Büste ist glücklich und ohne den geringsten Fehler angelangt, und ich kann Dir nicht genug für die Freude danken, [...] die Du mir damit gemacht hast. [...] Wenn meine Bitte nicht unbescheiden ist, so wollte ich Dich ersuchen, noch einen Abdruck derselben für einen sehr intimen Freund von mir der zugleich der Mann ist, ein solches Kunstwerk zu schätzen, zu verfertigen. Es ist der H. ApellationsRath Körner in Dresden, an den Du die Büste direkt schicken kannst.“ (SNA Band 27, S. 63.) Schiller an Körner am 3.4.1785: „Deine Büste ist angekommen, und in bestem Zustand. Sie macht mir große Freude, und jedermann erkennt in ihr die Hand eines Meisters.“ (SNA Band 35, S. 184.) Schiller an Körner vom 10.4.1795: „Es freut mich, daß die Büste glücklich angekommen ist, und Dir gefällt.“ (SNA Band 27, S. 174.)

³ Christian Gottfried Körner: *Friedrich Schillers literarischer Nachlaß. Nebst dessen Biographie*, Wien u. a. 1816.

⁴ Caroline von Wolzogen: *Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eignen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner*, Stuttgart u. a. 1830.

⁵ Bekannt sind vor allem die Fälschungen des Weimarer Graveurs Gerstenbergk. Vgl. SNA Band 23: *Überlieferungsgeschichte*, S. 221.

⁶ Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe erscheint 1828/29, der Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt 1830, der zwischen Schiller und Körner 1849 zum ersten Mal. Vgl. zur durchaus auch hagiographischen Praxis der Briefeditionen im 19. Jahrhundert verallgemeinernd Rainer Baasner: *Briefkultur im 19. Jahrhundert. Kommunikation, Konvention, Postpraxis*, in: R. B. (Hg.): *Briefkultur im 19. Jahrhundert*, Tübingen 1999, S. 1-36.

II.

Der Briefwechsel zwischen Körner und Schiller ist das Produkt der Beziehung zwischen den beiden Männern und der Freundschaftskultur des späten 18. Jahrhunderts.⁷ Ihre 1785 primär brieflich geschlossene, unerschütterliche Freundschaft endet erst mit Schillers Tod, sie ist vielleicht kein „schöne[r] Bund“, wie Körner die Beziehung zwischen Goethe und Schiller einmal bezeichnet hat,⁸ aber sie gleicht einer stabilen, langjährigen Ehe. Die Freundschaft zwischen Schiller und Körner beginnt in und mit enthusiastischen Briefen, sie kulminiert im gemeinsamen Leben in Dresden und am Loschwitzer Elbhag⁹, und sie setzt sich fort in einem jahrelangen verlässlichen Briefwechsel, in schriftstellerisch-merkantiler Kooperation, aus der Körner als Autor indes bald ‚aussteigt‘, schließlich in gelegentlichen, seltenen Besuchen – eine Männerfreundschaft, an deren Rand mehrere Frauengestalten stehen, eine Männerfreundschaft, die in ihren Anfängen epistolarisch vollzogen wird und die im Zeichen einer brieflich erzeugten Rhetorik des enthusiastischen Überschwangs und der Weltenthebung steht.¹⁰

⁷ Vgl. Wolfram Mauser u. a. (Hg.): *Frauenfreundschaft – Männerfreundschaft. Literarische Diskurse im 18. Jahrhundert*, Tübingen 1991. – Eckhardt Meyer-Krentler: *Der Bürger als Freund. Ein sozialetisches Programm und seine Kritik in der neueren deutschen Erzählliteratur*, München 1984. – Trotz vieler Einwände immer noch einschlägig: Wolfdieterich Rasch: *Freundschaftskult und Freundschaftsdichtung im deutschen Schrifttum des 18. Jahrhunderts vom Ausgang des Barock bis zu Klopstock*, Halle a. d. S. 1936. Vgl. dazu: Wolfgang Adam: *Wieder gelesen. Wolfdieterich Rasch: Freundschaftskult und Freundschaftsdichtung im deutschen Schrifttum des 18. Jahrhunderts*, in: *Goethezeitportal*. www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/adam_rasch.pdf (17.10.2005).

⁸ Körner: *Nachlaß* (Anm. 3), S. LII.

⁹ Eine akribische Darstellung dieser Phase der Schiller'schen Biographie findet sich bei Friedrich Dieckmann: *Diesen Kuß der ganzen Welt. Der junge Mann Schiller*, Frankfurt a. M. 2005.

¹⁰ Vgl. Annette C. Anton: *Authentizität als Fiktion. Briefkultur im 18. und 19. Jahrhundert*, Stuttgart u. a. 1995. – Zu erwähnen ist der Dritte im Freundschaftsbund, Ludwig Ferdinand Huber, dessen Briefe in der ersten Phase der Freundschaft eine bedeutende Rolle spielen. – Schiller beschwört Augenblicke, „wo meine Seele aus ihrer Hülle schwebt und mit freierem Fluge durch ihre Heimat Elysium wandert, sollen den Freunden meines Herzens geheiligt sein.“ (Schiller an Körner am 10.2.1785, in: SNA Band 23, S. 175.) Körner ähnlich bereits am 3. März, lange vor dem persönlichen Kennenlernen: „So haben sich denn also unsere Seelen trotz aller Entfernung gefun-

Der Briefwechsel zwischen Schiller und Körner ist zugleich Instrument und Medium einer Freundschaft, die im Banne des literarisch-philosophischen Unsterblichkeitsbegehrens steht. So wie Klopstock in der Ode *Der Zürchersee* Lebensgenuß, Freundschaft und den Wunsch nach Unsterblichkeit verfügt, so entwerfen auch Körner und Schiller ihre Beziehung: Geselligkeit, Präsenz, mündliche Kommunikation einerseits und literarischer Ruhm und Unsterblichkeit im kreativen, schriftlichen Werk andererseits bedingen und ergänzen sich.

Eine medientechnisch und -logistisch inspirierte Analyse hat dagegen die Priorität des Postalischen für moderne Literatur und Philosophie behauptet: Aufschub der Kommunikation und Interzeptionsunterstellung seien die Bedingung der Möglichkeit von ‚Werken‘.¹¹ Dieses technologische Apriori unterschlägt jedoch, wie sich Brief-Freundschaft gerade in der Verfung von wechselseitiger Kommunikation und *einseitiger* Autorschaft profiliert, in der Verfung von Gegenwärtigkeit und Unsterblichkeit im Medium der Schrift. Als Schnittmenge von Geselligkeit und Kreativität verbinden sich im Briefwechsel Dialog und Monolog.

Um die Funktion des Briefwechsels mit Körner für die Schillersche Autorschaft genauer zu bestimmen, ist die Phase der sogenannten *Kallias*-Briefe besonders aufschlußreich. Schillers erstes ästhetisches ‚Werk‘ ist nämlich ursprünglich Teil des Briefwechsels, welches sich in aufschlußreicher Weise aus dem Briefdialog auskoppelt.

den – *wir sind Freunde*.“ (Körner an Schiller am 3.3.1785, in: SNA Band 33,1, S. 62.) Schiller bestätigt die Freundschaft im Brief vom 7. Mai an Körner: „Ich fühl es jezt an uns wirklich gemacht, was ich als Dichter nur ahndete – Verbrüderung der Geister ist der unfehlbarste Schlüssel zur Weißheit. *Einzel*n können wir nichts.“ (Schiller an Körner am 7.5.1785, in: SNA Band 24, S. 5.) Die erste persönliche Begegnung findet am 1./2. Juli in Kahnsdorf bei Leipzig zu Körners Geburtstag statt. Schillers Brief vom 3. Juli feiert dieses Ereignis unter Rekurs auf mesmeristische Vorstellungen: „[D]er gestrige Tag, der zweite des Julius, wird mir unvergeßlich bleiben, solange ich lebe. [...] Mein Gefühl war beredt, und theilte sich den anderen elektrisch mit. O, wie schön und wie göttlich ist die Berührung zweier Seelen“. (Schiller an Körner am 3.7.1785, in: SNA Band 24, S. 8.) – Vgl. Jürgen Barkhoff: *Magnetische Fiktionen. Literarisierung des Mesmerismus in der Romantik*, Stuttgart 1995.

¹¹ Vgl. die technikgeschichtliche Konkretisierung von Jacques Derridas *La Carte Postale*. Bernhard Siegert: *Relais. Geschicke der Literatur als Epoche der Post 1751-1913*, Berlin 1993.

III.

Jenseits der Jahrestagsroutine und jenseits einer autorzentrierten Philologie zielt der vorliegende Text auf einen Beitrag zur Geschichte des Briefes in der literarischen Kultur der Moderne. Zu diesem Zweck wird zugleich die epistolographische Dimension einer kurzen Etappe klassisch-idealistischer Ästhetik beleuchtet. Die sogenannten *Kallias*-Briefe Schillers werden in ihren Entstehungskontext, d. h. in den Briefwechsel mit Christian Gottfried Körner, zurückversetzt; welche Konsequenzen die Berücksichtigung der Körnerschen Gegenbriefe hat, danach wird unabhängig vom Gedanken des geistigen Eigentums und jenseits der Frage nach dem philosophischen Wert der Briefe gefragt: Wo man in früheren Jahren Körners Rolle gern zugunsten Schillerscher Genialität abwertete, wird neuerdings die Eigenständigkeit und die große Bedeutung Körners nicht nur für Schiller betont.¹² Jenseits solcher Konkurrenzen auf der Gegenstands- und auf der Beobachtungsebene sollen die Briefe beider Partner *als Briefe* in Erscheinung treten. Das *Kallias*-Projekt ist als fiktives schriftliches philosophisches Gespräch geplant, es wird faktisch zu einem spannungsreichen Briefwechsel mit schließlich mehr und mehr monologischen Zügen, die sich in der Editions- und Wirkungsgeschichte zu einem Briefmonolog Schillers vereinseitigen.

IV.

Die kommunikationszentrierte Perspektive auf die menschlichen Verhältnisse ist jüngst – wieder einmal – das Ziel heftiger Attacken geworden: Gegen das angebliche Ideal einer globalisierten gelingenden Kommunikation, die zum Leitbild des gegenwärtigen Bildungswesens im Zeichen eines universalen Liberalismus geworden sei, führt etwa Botho Strauß die Literatur (und die Liebe) als Sperren der allgegenwärtigen Kommunikation ein. Kommunikation sei das „Unwort des Zeitalters“, ein „Müllschluckerwort“, und der Dichter sei „Unterbrecher der Kommunikation“, nicht deren Teil-

¹² Christiane Krautscheid: *Gesetze der Kunst und der Menschheit. Christian Gottfried Körners Beitrag zur Ästhetik der Goethe-Zeit*. Diss. phil. Technische Universität Berlin 1998.

nehmer.¹³ Nun gleicht diese emphatische Gegenüberstellung von Kommunikation auf der einen Seite und Literatur auf der anderen, die sich mit der spröden medientheoretischen Analyse des Postalischen erstaunlich gut verträgt, der topischen Gegenüberstellung von Rhetorik und ‚nackter‘ Wahrheit: Stets erweist sich der positiv besetzte Oppositionsbegriff als Ausprägung des negativ besetzten: Die Unterbrechung der Kommunikation ist nämlich auch eine rhetorische, mithin kommunikationstheoretische (Gedanken-) Figur: Als Aposiopese ist sie terminologisch erfaßt. Deshalb ist darauf zu bestehen, daß die Unterbrechung der Kommunikation auch ein Akt der Kommunikation ist, daß der Dichter kein Privileg des Unterbrechens besitzt und daß die Unterbrechung erst erkennbar wird im Kontext oder auf dem Hintergrund fortgesetzter Kommunikation. An Schillers Unterbrechungskunst wird sich erneut zeigen, daß nur ein Kommunikationsbegriff, der beides umfaßt: Unterbrechung und Kontinuität, Übereinstimmung und Divergenz, ein Kommunikationsbegriff, der die „Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation“¹⁴ betont, ein Kommunikationsbegriff, der kommunikative Asymmetrien und Machthierarchien berücksichtigt, in der Lage ist, die Funktionsweise von Kultur und damit auch Literatur angemessen und unterscheidungsgenau zu beschreiben. Kultur ist ein Prozeß, der gerade durch ‚Mißverstehen‘ und durch Unterbrechungen in Gang gesetzt und gehalten wird, die Bedingung der Möglichkeit für kulturellen Wandel sind ‚mißlingende‘ Sprechakte; kulturelle Dauerhaftigkeit, Perpetuierung und Tradierung entstehen aufgrund der Unwahrscheinlichkeit und Unberechenbarkeit der Kommunikation, wegen der immer anders aufgegriffenen Differenz von Information und Mitteilung. Restloses Verstehen hingegen ist entweder Utopie oder Stillstand.

Daß ein Brief seinen Adressaten erreicht, daß dieser ihn beantwortet, daß ein Bezug auf den Inhalt (Information) oder auf die Form, die Zeit, also auch den Modus des Briefes (Mitteilung) hergestellt wird, daß sein Inhalt stets selektiv und perspektivisch aufgegriffen und weiterverarbeitet wird, daß auch der Antwort-Brief seinerseits beantwortet wird: all dies sind höchst voraussetzungs-

¹³ Botho Strauß: *Der Untenstehende auf Zehenspitzen*, München 2004. Vgl. dazu Friedmar Apel: *Der kodierte Mensch. Kommunizieren – das Unwort des Zeitalters*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 9.2.2005.
¹⁴ Niklas Luhmann: *Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation*, in: N. L.: *Soziologische Aufklärung*, Opladen 1971, S. 25-34.

und folgenreiche Phänomene, in denen sich manifestiert, was die Kultursemiotik als kulturellen Mechanismus bezeichnet hat.¹⁵

Solche Überlegungen konkretisieren sich in der Analyse des Briefwechsels zwischen Friedrich Schiller und Christian Gottfried Körner insbesondere mit seinen kunstphilosophischen Anteilen in der Phase der *Kallias*-Briefe. Wer aber wie Botho Strauß die Literatur oder wie die Kittler-Adepten die postalische Logistik als Auskoppungstechniken an die erste Stelle setzt, übersieht die Dialektik von Kontakt und Isolation in der Kommunikation. Diese zeigt sich zunächst in der Logik der ‚mediologischen‘ Friktionsmetapher als zentraler Schillerscher Gedankenfigur für kommunikative Prozesse und dann in der Performanz der *Kallias*-Briefe als epistolographische Ästhetik.¹⁶

V.

Anlässlich der Edition des Briefwechsels zwischen Ernst Jünger und Gerhard Nebel ist der Bedingungs Zusammenhang zwischen moderner Autorschaft und Brieflichkeit pointiert beleuchtet worden:¹⁷ Im Kalkül des modernen Dichters sei das Innere immer schon Teil des Äußeren, also Teil des Werkes, Teil dessen, was publiziert und an die Nachwelt gerichtet wird. Nicht nur Briefe, sondern auch Tagebücher verlieren damit einen Teil ihrer protokollarischen, koprasentischen Qualität zugunsten des Futurischen und Monumentalischen, also zugunsten dessen, was ‚aere perennius‘¹⁸ zu sein verspricht. Das, was das Werk ermöglicht, das, woraus das Werk sich separiert und verfestigt, das, was das Werk erklärt, wird zum Bestandteil des Werkes. Zugleich aber, und das macht das Paradox aus, behauptet sich weiterhin das Primat des Protokollarisch-Authentischen, z. B. gegenüber der autobiographischen Bilanz. Für

¹⁵ Roland Posner: *Kultur als Zeichensystem. Zur semiotischen Explikation kulturwissenschaftlicher Grundbegriffe*, in: Aleida Assmann u. a. (Hg.): *Kultur als Lebenswelt und Monument*, Frankfurt a. M. 1991, S. 37-74.

¹⁶ Vgl. dagegen den ‚metonymischen‘ Blick bei Albrecht Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*, München 1999.

¹⁷ Ernst Jünger/Gerhard Nebel: *Briefe 1938-1974*, hg., kommentiert und mit einem Nachwort von Ulrich Fröschle und Michael Neumann, Stuttgart 2003, S. 921ff.

¹⁸ Horatius: *Carminum. Liber tertius. Ode 30.*

diese Rekonstruktion des Zusammenhangs von Brieflichkeit und Autorschaft rekurren die Herausgeber des Briefwechsels Jünger – Nebel auf Hölderlins Brief an Böhlendorff vom November 1802; sie rekurren also auf die Zeit der Geburtswehen jenes Verständnisses von Autorschaft, in dem alle Schrift in den Horizont der Nachwelt als Adressat gerät. Der moderne Autor speichert keine Lese Früchte wie der gelehrte, sondern er speichert ‚Leben‘ im Medium der Schrift. Bestätigt wird diese Beobachtung vor allem durch Goethes Autorschaft.¹⁹

Schiller, der andere Klassiker, hingegen ist ein anderer Fall: Die Nachwelt als Co-Adressat ist in Schillers Briefen an Körner auf den ersten Blick kaum präsent. Anlässlich der ersten Ausgabe des Briefwechsels zwischen Körner und Schiller Mitte des 19. Jahrhunderts wird Friedrich Hebbel folgendes hervorheben:

„Schiller hat in seinen Briefen an Körner im schönsten Sinne des Wortes Tagebuch geführt, ja er hat eigentlich nur an diesen Briefe geschrieben; was er an Goethe richtete, wahren im Anfang Abhandlungen, später Notizen.“²⁰

Hebbel hebt die diaristisch-kopräsentische Qualität des Briefwechsels mit Körner hervor, um eine grundsätzliche Differenz zwischen Briefwechseln geltend zu machen, in deren Fokus Werkhaftigkeit und Autorschaft stehen. Nun finden sich aber auch im Briefwechsel zwischen Schiller und Körner Momente der Abhandlung, Momente der Unterbrechung, die einen Text aus dem gegenwärtigen dialogischen Kontext herausnimmt und an die Nachwelt adressiert, Momente also des Monumentalischen: Das eben sind die sogenannten *Kallias*-Briefe vom Frühjahr des Jahres 1793. In den gängigen Editionen werden Schillers Briefe an Körner zwischen dem 25. Januar 1793 und dem 28. Februar 1793 als einschlägig ausgewählt, separiert und um ‚bloß Privates‘ gekürzt, Körners Briefe fehlen fast immer ganz.²¹ Diese Praxis setzt das Monumentalische als gegeben

¹⁹ Kerstin Stüssel: *Poetische Ausbildung und dichterisches Handeln. Poetik und autobiographisches Schreiben im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert*, Tübingen 1993, S. 242ff.

²⁰ Friedrich Hebbel: *Schillers Briefwechsel mit Körner*, in: F. H.: *Sämtliche Werke*, hg. von Richard Maria Werner, Berlin 1900ff., Band XI, S. 90-197, hier S. 165, zit. nach: Krautscheid: *Gesetze der Kunst* (Anm. 12), S. 11.

²¹ Krautscheid: *Gesetze der Kunst* (Anm. 12), S. 11. Vgl. Klaus Leo Bergahn: *Der Briefwechsel zwischen Schiller und Körner*, München 1973.

voraus, dabei wäre allererst zu analysieren, wie es aus der brieflichen Kommunikation heraus zustande kommt, wie es brieflich erzeugt wird. Dabei ist es hilfreich, die selbstreflexiven, die performativen und phatischen Schreibakte der Briefpartner zu berücksichtigen und vor allem die dazugehörige Metaphorik der Friktion in ihrer Bildlogik zugrunde zu legen.

VI.

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller ist überwiegend unter dem Paradigma der harmonischen Komplementarität gedeutet worden: Die Vorlage dafür hatte Schiller selbst in einem Brief an Körner gegeben. Er schreibt an den alten Freund am 1. September 1794 und macht einen Brief Goethes und das berühmte Gespräch nach der Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft im Sommer 1794 in Jena verantwortlich für das endlich aufgekommene Verständnis zwischen ihm und Goethe:

„Bei meiner Zurückkunft fand ich einen sehr herzlichen Brief von Goethe, der mir nun endlich mit Vertrauen entgegenkommt. Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein langes und breites gesprochen [...]. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Übereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen.“²²

Sicher nicht zufällig bezeichnet Emil Staiger das Verhältnis zwischen Goethe und Schiller als ‚Liebe‘²³, denn in Schillers Beschreibung sind Komplementarität und Zwei-Geschlechtlichkeit bereits vor Wilhelm von Humboldts grundlegenden *Horen*-Aufsätzen²⁴ implizit präsent, in denen bekanntlich die neue Geschlechtscharakteristik entfaltet werden wird. Der Briefwechsel und die Beziehung

²² Schiller an Körner am 1.9.1794, in: SNA Band 27, S. 34.

²³ Emil Staiger: *Einführung*, in: *Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe*, hg. von Emil Staiger, Frankfurt a. M. 1977, S. 18.

²⁴ Wilhelm von Humboldt: *Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur* (1795), in: W. v. H.: *Werke I, Schriften zur Anthropologie und Geschichte*, hg. von Andreas Flitner und Klaus Giel, Darmstadt 2002, S. 268-295. – W. v. H.: *Über die männliche und weibliche Form* (1795), in: W. v. H.: *Werke I*, S. 296-336.

zwischen Goethe und Schiller stehen vielfach im Zeichen der harmonischen Differenz männlich/weiblich, die zur Charakterisierung je unterschiedlich auf die beiden männlichen Partner verteilt wird.

Der Schiller-Biograph Peter-André Alt hat inzwischen auch für den Briefwechsel zwischen Schiller und Körner die Matrix der Komplementarität in Stellung gebracht: Körner sei für Schiller ein „idealer Partner“, der „rezeptive Zug“ in Körners Wesen ergänze sich ideal mit Schillers „unternehmend-unruhigem Intellekt“, was schließlich zu einem „harmonischen Verhältnis“ geführt habe.²⁵ Nun entspricht die Vorstellung, daß Freundschaft im Gespräch und im Briefwechsel von Übereinstimmung und Harmonie und Ergänzung geprägt sei, vielleicht vielen heutigen und damaligen Idealen der Freundschaft, es ist aber bei Zeitgenossen und bei den Partnern des Briefwechsels noch ein anderes kommunikatives Ideal zu verzeichnen.

Die lange Geschichte des – verschriftlichten – philosophischen Gesprächs und der philosophischen Briefwechsel, die nach der Renaissance vor allem in der französischen Aufklärung eine große Rolle gespielt hat, umfaßt jedenfalls ein viel weiteres Gebiet als die harmonisierende Auffassung, die sich in der Wahrnehmung Schillers festgesetzt hat. Und auch Schillers Verständnis und Praxis von Kommunikation im Gespräch und im Brief ist geprägt von der positiven Bewertung des Konflikts und nicht frei von kommunikativen Asymmetrien und Machtgefällen. In der dominanten Friktionsmetaphorik, die Schiller zweifellos dem vagierenden Mesmerismus entlehnt, wird dies offenkundig: Am 9. Juni 1783 schreibt Schiller an Reinwald, den Bibliothekar und Gesprächspartner der ersten winterlichen Bauerbacher Monate: „Unsre Seelen scheinen, wie die Körper, nur durch Friction Funken zu geben. Wie sehr wünschte ich mein Herz an dem Ihrigen wieder zu erwärmen!“²⁶ Mit dem Begriff „Friktion“ wird in der Physik bis heute²⁷ eine Form der bewegten Objektberührung und der Energieerzeugung bezeichnet: Reibung erzeugt Wärme. Was im Winter durchaus eine wörtliche Bedeutung gehabt haben konnte, wird im Juni zur grundlegenden Denkfigur,

²⁵ Peter-André Alt: *Schiller. Leben – Werk – Zeit. Eine Biographie*, München 2000, Band I, S. 405f.

²⁶ Schiller an Wilhelm Friedrich Hermann Reinwald am 9.-16.6.1783, in: SNA Band 23, S. 94.

²⁷ „Friccio“, und „Electrische Kraft“, in: *Zedlers Großes vollständiges Universal-Lexicon*, Bände 8, 9, Halle und Leipzig 1734, 1735.

die bis auf die Beziehung zu Körner ausgreift. Körner schreibt am 28. September 1788 an Schiller, der ihm ziemlich desillusioniert über die erste Begegnung mit Goethe geschrieben hatte:

„Göthens Zusammenkunft mit Dir ist abgelaufen, wie ich mir dachte. Die Zeit wird lehren, ob ihr euch näher kommen werdet. Freundschaft erwarte ich nicht, aber gegenseitige Reibung, und dadurch Interesse für einander.“²⁸

Über Körner wiederum schreibt Schiller am 4. Dezember 1788 aus Weimar an die Schwestern Charlotte von Lengefeld und Caroline von Beulwitz, die Körner gerade kennengelernt hatten:

„Es ist mir gar lieb zu hören, daß mein guter Körner Ihre Eroberung gemacht hat. Ich wollte wir hätten ihn hier. Mein Herz und Geist würden sich an ihm wärmen, und er scheint jetzt auch einer wohlthätigen Geistesfriction nöthig zu haben.“²⁹

Das Gespräch unter Anwesenden ist hier das Ideal einer nicht nur wärmenden, sondern dann auch elektrische Funken³⁰ schlagenden Kommunikation. Am 12. Januar 1789 erweitert Schiller das Motiv der Friktion auch auf den Schriftverkehr: Er bittet Körner um Anmerkungen zu seinem Entwurf des Gedichts *Die Künstler*:

„Ich wünschte gar sehr, daß Du Zeit und Lust fändest, mir recht viel im allgemeinen und einzelnen über dieses Gedicht zu sagen: es wird mich dann zu der letzten Hand, die ich ihm noch zu geben habe, begeistern und überhaupt bedarf ich jetzt zu meiner inneren Existenz einer solchen Friction von außen gar sehr.“³¹

Am 11. September 1790 findet sich im Brief an Caroline von Beulwitz der Ausruf: „Frisch und kräftig wird das innre Leben des Geistes nur durch die Reibung mit andern.“³² Auch im Rahmen des

²⁸ Körner an Schiller am 28.9.1788, in: SNA Band 33,1, S. 232.

²⁹ Schiller an Caroline von Beulwitz und Charlotte von Lengefeld am 4.12.1788, in: SNA Band 25, S. 151.

³⁰ Vgl. Schillers Brief an Körner vom 3.7.1785 (Anm. 10). Dies entspricht nur teilweise dem Befund bei Koschorke: *Körperströme* (Anm. 16), S. 98ff., daß die elektrischen Ströme des Mesmerismus das immaterielle Substrat sympathetischer, aber körperloser Zirkulationen seien.

³¹ Schiller an Körner am 12.1.1789, in: SNA Band 25, S. 184.

³² Schiller an Caroline von Beulwitz am 11.9.1790, in: SNA Band 26, S. 39.

Kallias-Briefwechsels taucht die Friktion als kommunikatives Ideal auf, so in Schillers Brief vom 8. Februar 1793: „Ich gebe gleich zwanzig Thaler, um auf einige Stunden Dich zu sprechen; gewiß würden sich unsere Ideen durch Friction noch beßer entwickeln.“³³ Erneut wird die Reibung der Geister zur Erzeugung von Ideen in Aussicht gestellt, dann in der optimalen Gesprächsform als zur Zeit nicht praktikabel verworfen. Die briefliche Antwort von Körner entspricht zwar nicht dem wünschenswerteren Gespräch unter Anwesenden, kann aber den direkten Kontakt ersetzen, weil sie ihm graduell nahekommt.

Eine kommunikations- und brieftheoretische Deutung der Metapher kann diese nicht auflösen oder komplett ersetzen, sie kann lediglich aus den Kontexten heraus erschließen, wofür sie steht und welche bildlogischen Effekte sie zeitigt. Friktion ist bei Schiller eine Metapher, die die schriftliche, verzögerte und aufgeschobene Kommunikation nicht nur dem mündlichen Gespräch, sondern dem nonverbalen, körpersprachlichen Kontakt, auch der Sexualität annähert.³⁴ Friktion steht nicht für Übereinstimmung, nicht für Harmonie, nicht für Verstehen, sondern lediglich für Kontakt, das kann nur heißen für kommunikationsinterne Referentialität, für einen Kontakt ohne Koinzidenz, vielleicht sogar für Divergenz und Konflikt, und sie steht für Bewegung, für das Gleiten der Körper und der Signifikanten an- und miteinander. Dieses bedeutet indes keine Einschränkung, sondern kulturelle Fruchtbarkeit, d. h. Tradierung und Perpetuierung von Kommunikation: Friktion entbindet im Denken des späten 18. Jahrhunderts einen unabsehbaren philosophischen und literarischen Fortschritt. Die Briefpartner Schiller und Körner haben dies in anderen Kontexten formuliert: Schiller veröffentlicht 1786 in der *Thalia* die *Philosophischen Briefe* zwischen Julius und Raphael. Mit dem fiktiven Briefverkehr verknüpft er in der *Vorerinnerung* im Einklang mit der langen Tradition philosophischer Brieflichkeit die Hoffnung auf die allmähliche Entbindung der Wahrheit, notwendig durch Irrtum, Widerspruch und extreme Meinungen hindurch:

³³ Schiller an Körner am 8.2.1793, in: SNA Band 26, S. 183.

³⁴ Vgl. dazu die Betonung eines Endes des unmittelbaren Verkehrs zwischen den Körpern bei Koschorke: *Körperströme* (Anm. 16), S. 112. Was Koschorke vor allem durch die Veränderungen der Säftemetaphorik beschreibt, findet bei Schiller und Körner seine Parallele in der Friktionsmetaphorik und -performanz.

„Meinungen, welche in diesen Briefen vorgetragen werden, können also nur beziehungsweise wahr oder falsch sein [...]. Die Fortsetzung des Briefwechsels wird es ausweisen, wie diese einseitigen, oft überspannten, oft widersprechenden Behauptungen endlich in eine allgemeine, geläuterte und festgegründete Wahrheit sich auflösen.“³⁵

Diese teleologische Konzeption brieflicher, nicht-harmonischer Kommunikationsprozesse, die eine persönliche Zuschreibung der Gedanken eigentlich auflöst, zeigt sich noch 1802 auch bei Christian Gottfried Körner in seiner Abhandlung *Über Geist und Esprit*: „Für den Geist ist ein Buch nicht mehr als ein Brief [...]. Er will nur Beiträge zu dem Ganzen liefern, dessen Vollendung den künftigen Zeitaltern vorbehalten ist.“³⁶ Abgesehen von der optimistisch-teleologischen Erwartungsstruktur entspricht diese Gegenüberstellung von Buch und Brief, die übrigens mit antifranzösischen Stereotypen durchsetzt ist³⁷, in ihrer positiven Sicht auf das Unabgeschlossene, Ununterbrochene des Briefes der oben erläuterten Perspektive auf den Zusammenhang von Kommunikation und Kultur. Der Satz hat aber wohl auch eine latent selbstkritische autobiographische Pointe: Körner hat wenig abgeschlossen und veröffentlicht, Körner ist kein Unterbrecher der Kommunikation, sondern eher ihr Durchgangs- oder Knotenpunkt, ein Vermittler und Anreger, der z. B. Schiller immer wieder zur zwar spät einsetzenden, dann aber bekanntlich folgenreichen Lektüre Kants angeregt hat.

Daß Friktion aber auch Machtspiel ist, und zwar ein Machtspiel mit der Unterstellung von hermeneutischem Verstehen und Einverständnis, also mit der Unterstellung von Kommunikationsabbruch, daß friktionale Kommunikation auch Funktionalisierung und Manipulation umfaßt, bleibt im kommunikativen Optimismus des frühen Schiller und des mittleren Körner ausgeblendet, in der Analyse der *Kallias*-Phase des Briefwechsels tritt es aber immer deutlicher hervor.³⁸

³⁵ SNA Band 20, S. 108.

³⁶ Christian Gottfried Körner: *Über Geist und Esprit*, in: *Ästhetische Ansichten*, Leipzig 1808.

³⁷ Christian Gottfried Körner wird sich der sächsischen Politik durch diese nationale und preußenfreundliche Position mehr und mehr entfremden, bis er schließlich 1815 in den preußischen Staatsdienst eintritt.

³⁸ Vgl. dazu sehr einseitig Theodor Wilhelm Danzel: *Über Schillers Briefwechsel mit Körner* (1848), in: Hans Mayer (Hg.): *Zur Literatur und Philosophie*

VII.

Am 21. Dezember 1792 kündigt Schiller ein neues Projekt als „Gespräch“ an und beschreibt es als direkte Antwort auf Kant, demgegenüber er nach einem objektiven Begriff der Schönheit suche. Zugleich wolle er den Freund für seine Theorie „erobern“. Schillers Text legt also nahe, es gebe schon einen abgeschlossenen Entwurf, der Körner nur noch überzeugen und somit überwältigen könne. Körner antwortet am 27. Dezember mit einem Lob der dramatischen Talente des Freundes, der den Topos der nackten Wahrheit variierend umschreibt:

„Das trockene Skelet der philosophischen Meinung wird unter deinen Händen mit einem schönen Körper überkleidet, es erhält Leben und Bewegung, und die Belehrung erhebt sich zur *Darstellung*.“³⁹

Unterbrochen wird der dann doch in Gang gekommene philosophische Dialog, der viele Bezugnahmen, also Reibungsmomente aufweist, im Februar 1793 durch eine von Körner begonnene private Abschweifung. Er berichtet dem Freund unter dem Datum vom 26. Februar empört über die Fährnisse von Ludwig Ferdinand Huber, dem gemeinsamen Freund aus Leipziger und Dresdner Zeiten, der sich mit der Frau von Georg Forster zusammengetan hatte.

Der thematisch gebundene Briefwechsel läuft aus, versickert im April/Mai 1793: Körner schreibt am 26. April, er habe auf neuen Vorrat von Schiller gewartet und seine eigenen „Materialien“ als Antwort „aufgespart“, allerdings bekomme Schiller heute nichts von ihm: „Ich bin zu zerstreut, um meine Ideen sammeln zu können.“⁴⁰ Schiller antwortet am 5. Mai ebenfalls mit einer Entschuldigung: „Einige dringendere Arbeiten müssen noch vorher expedirt seyn.“⁴¹ Schiller hält den Freund auf dem laufenden, kommt aber auf eine gemeinsame, d. h. friktionale Auseinandersetzung mit

der Goethe-Zeit, Stuttgart 1962, S. 218-246, hier S. 219: Hinter dem „Aufschwung von Schillers Geist“ bleibe Körner auf eine „sehr bemerkbare und fast beleidigende Weise“ zurück. „Auf die Briefe, in welchen der Freund ihm seine Entdeckungen darstellt, geht er wenig ein, seine Antworten bestehen meistens darin, daß er ihm auf seine Weise vorphilosophiert [...]“

³⁹ Körner an Schiller am 27.12.1792, in: SNA Band 34,1, S. 213.

⁴⁰ Körner an Schiller am 26.4.1793, in: ebd., S. 255.

⁴¹ Schiller an Körner am 5.5.1793, in: SNA Band 26, S. 239.

Kantscher Ästhetik nicht mehr zurück. Körner setzt seine Kant-Kritik schließlich in nicht erhaltenen Briefen an Humboldt fort, die man indes nur aus dessen Gegenbriefen rekonstruieren kann.⁴²

Die nähere Betrachtung des Verhältnisses zwischen kommunikativer Friktion und Kontaktaufhebung führt zu den Anfängen zurück: Am 11. Januar verbindet Schiller seine Neujahrswünsche mit dem Eingeständnis, noch nichts Schriftliches geordnet zu haben. Außerdem bittet er den Freund um Heranschaffung fehlender Literatur. Es kann also nicht so weit her sein mit der angeblich fertigen Konzeption. Körner empfiehlt ihm daraufhin, ganz im Einklang mit seiner Ratgeberrolle, am 18. Januar weitere einschlägige Bücher. Ohne deren Lektüre abzuwarten, entwickelt Schiller am 25. Januar erste begriffliche Unterscheidungen, kulminierend in der Behauptung, Schönheit sei die „Form einer Form“ und ihr Stoff müsse ein „geformter Stoff“ sein. Zuletzt richtet er sich direkt an den Briefpartner und stellt den friktionalen Kontakt in der Selbstthematisierung der Kommunikation zunächst wieder her: „Ich habe Dir hier allerlei durcheinander geschrieben, und vielleicht ziehe ich den Vorhang mehr auf, wenn ich wieder eine schwatzhafte Laune kriege.“⁴³ Schillers Text arbeitet zugleich immer wieder mit der Andeutung von Inhalten, die sich außerhalb des Briefwechsels befinden, der Gedanke, daß diese erst durch den *Briefwechsel* produziert werden, wie es Schillers Brieftheorie konzipiert hatte, wird hier implizit negiert, der friktionale Kontakt in Frage gestellt.

Körner antwortet mit einer epistolographischen Selbstreflexion, die dagegen das Gemeinsame, das Dialogische, die friktionale Verwandlung der einzelnen Beiträge zu einem neuen Ganzen behauptet: „Unser alchymistischer Prozeß rückt vorwärts“, und vielleicht glücke es, gegen Kant den „Stein der Weisen“ zu finden, einen objektiven Begriff der Schönheit. Anschließend vergleicht Körner zunächst die Klassifikation ‚schön‘ – ‚nicht schön‘ mit anderen Klassifikationsoperationen, um schließlich eine Bestimmung von Schönheit zu formulieren: Schönheit sei das Übergewicht der herrschenden Kraft über die subordinierten Kräfte im stets bedrohten Moment eines vorläufigen Sieges.“⁴⁴ Darauf antwortet Schiller überaus kritisch: Zunächst beginnt er phatisch, den Kontakt betonend: Körners Brief habe ihn in eine Stimmung gesetzt, die ihm eine

⁴² Krautscheid: *Gesetze der Kunst* (Anm. 12), S. 110.

⁴³ Schiller an Körner am 25.1.1793, in: SNA Band 26, S. 176f.

⁴⁴ Vgl. Körner an Schiller am 4.2.1793, in: SNA Band 34,1, S. 225ff.

kurze Darstellung seiner Idee der Schönheit erlaube. Körner aber habe nur geahnt, was Schiller nun verdeutliche, Körners Terminologie sei zu „unbestimmt“, sie sei mehr ästhetisch-deutlich als logisch-deutlich und deswegen „gefährlich“. Der Begriff von Ganzheit und Einheitlichkeit werde fälschlicherweise vorausgesetzt, bedürfe aber der Klärung. Damit endet die direkte Auseinandersetzung; Schillers Text erzeugt nun wiederum seinen Verfasser als Erzeuger und Besitzer einer fertigen, abgeschlossenen Theorie, in die dieser Körner nun einführen wolle, und zwar durch den reizloseren Weg der Vernunftschlüsse. In direkter Adressierung teilt Schiller dem Freund auf dem Weg zur These von der Schönheit als „Freiheit in der Erscheinung“ als aufsehenerregenden Zwischenschritt mit, daß die Schönheit nicht im Bereich der theoretischen, sondern im Bereich der praktischen Vernunft angesiedelt sei. „Du wirst aufgucken, daß Du die Schönheit unter der Rubrik der theoretischen Vernunft nicht findest, und daß dir ordentlich dafür bange wird.“⁴⁵ Am Ende ebendieses Briefes verweist Schiller auf die notwendige und hilfreiche Friktion, zugleich aber erweist sich der Machtanalytiker Schiller als Spezialist für kommunikative Machtausübung: Er sei auf Körners Antwort sehr begierig, denn dieser könne aus dem wenigen, was hier gesagt sei, vieles „schon prognostizieren und errathen. Auch freue ich mich, wenn du einige Resultate selbst findest.“⁴⁶ Diese Unterstellung von Übereinstimmung und die Aufforderung, antizipierend-hermeneutisch fortzufahren, führt zu einer deutlichen kommunikativen Asymmetrie, die das Friktionsmodell unterminiert: Schiller geriert sich als Autor und Inhaber einer fertigen Theorie, die der andere sich nur noch zu erschließen habe. Körners Antwort vom 15. Februar fällt dann auch zurückhaltend bis frostig aus:

„Ich kann mir nicht versagen Deinen Brief sogleich zu beantworten, ohngeachtet die Ideen, welche er bei mir erweckt hat, noch lange nicht zur Reife gekommen sind. Der Hauptsatz Deiner Theorie hat etwas äußerst Befriedigendes [...], aber beim fortgesetzten Nachdenken sind mir einige Zweifel eingefallen.“⁴⁷

⁴⁵ Schiller an Körner am 8.2.1793, in: SNA Band 26, S. 180.

⁴⁶ Ebd., S. 183.

⁴⁷ Körner an Schiller am 15.2.1793, in: SNA Band 34,1, S. 228.

Körners Haupteinwand ist, daß Schiller mit dem Begriff der Autonomie wieder in die Subjektivität zurückfalle, weil jene nicht an den Gegenständen erwiesen werde, sondern hinzugedacht wird. Er, Körner, möchte nicht die Schönheit aus der Sittlichkeit, sondern die Sittlichkeit aus der Schönheit abgeleitet sehen und beide aus einem höheren Prinzip.

Wer sich berufen fühlt, die Ehre Körners zu retten, könnte hier den Moment verorten, der Schiller zu seiner anschließenden berühmten Kritik an der Kantschen Pflichtethik provoziert. Dies jedenfalls ist der kommunikative Anschlußpunkt dafür. Ansonsten bescheidet sich Körner mit seinen Klassifikationen von Klassifikationen und bricht ab: „Hier ist mir noch zu vieles dunkel. [...] Auf diesem Wege aber werde ich weiter vorwärts zu kommen suchen.“⁴⁸

Im Antwort-Brief vom 18. Februar verfolgt Schiller seine kommunikative Strategie, kommunikative Friktion in Anspruch zu nehmen und zugleich durch das hypostasierte ‚Werk‘ zu dementieren, weiter: Er erklärt Körners Zweifel zu bloßen Mißverständnissen und verspricht „Einverständnis“, sobald er seine Theorie bloß fortsetze und vollende. Körners Entgegnung, Schiller müsse etwas in den Objekten nennen, das die Anwendung seines Prinzips möglich mache, verstehe sich „von selbst“, Körners Einwand, Schönheit und Sittlichkeit seien aus einem höheren Prinzip abzuleiten, habe er „gar nicht mehr erwartet“, und das eingeforderte höhere Prinzip sei längst gefunden. Körner wird damit endgültig zum letztlich Unkundigen und Unzuständigen erklärt:

„Indeßen verlasse ich mich auf meine gute Sache und fahre deswegen in der angefangenen Entwicklung fort, von der ich wünsche, daß Du sie nur mit halb soviel Interesse anhören mögest, als es mir macht, mich darüber gegen Dich zu expectorieren. [...] Ich denke, einige Deiner Zweifel sollen sich jetzt schon anfangen zu verlieren [...]. Kommen wir aber erst in das Feld der Erfahrungen, so wird Dir ein ganz anderes Licht darüber aufgehen [...]“⁴⁹

Entscheidender Prüfstein für Schillers Theorie des Schönen ist schließlich der Bereich des Metaphorischen, die Objektivität der Schönheit erweise sich an Phänomenen, die nur im übertragenen Sinne schön genannt werden. Daß Körners kritische Forderung nach einem anderen Zusammenhang zwischen Sittlichem und

⁴⁸ Ebd., S. 230.

⁴⁹ Schiller an Körner am 18.2.1793, in: SNA Band 26, S. 191 und S. 194.

Schönem für diesen Gedankengang eine entscheidende Rolle gespielt hat, daß also ‚Reibung‘ wirksam war, wird unterschlagen. Der uneigentliche Gebrauch des Wortes Schönheit für moralische Handlungen finde nur statt, wo sich „Freiheit in der Erscheinung“ zeigt. Um diese umwegige Definition des Schönen über das uneigentlich Schöne zu belegen, springe er, Schiller, nun in den empirischen Teil seiner Theorie und erzähle ihm, Körner, „zur Erholung eine Geschichte“. Der Briefschreiber Schiller geriert sich hier als souveräner Lenker des Körnerschen Leseprozesses: Die Kritik der Kantschen Pflichtethik in der vergleichenden Gegenüberstellung von Fällen der Hilfsbereitschaft für einen von Räubern entblößten Hilflosen mündet in einer lehrerhaften Hausaufgabe an Körner: „Besinne Dich unterdessen, warum die Handlung des Lastträgers schön ist.“ Ohne eine Antwort abzuwarten, liefert Schiller das *fabula docet*. Zuletzt fordert Schiller den Freund auf, ihm eine Theorie zu nennen, die mit dem „uneigentlich Schönen“ so gut fertig wird wie die seinige.⁵⁰

Der Brief endet mit der Ankündigung eines ‚Werkes‘: Binnen acht Tagen will Schiller wieder einen solchen abgekoppelten „Lastwagen“ abschicken. Der nächste Brief enthält dann auch den als geschlossene Abhandlung kenntlichen Text mit dem Titel *Freiheit in der Erscheinung ist eins mit der Schönheit*. Allerdings ist der Abhandlungstext dreimal von Adressierungen des Briefpartners unterbrochen, die paradoxerweise mittels Kontaktaufnahme die kommunikative Friktion wegdefinieren und eine Unterbrechung installieren wollen. In der ersten grenzt Schiller für den Briefpartner seinen Gegenstand ein, in der zweiten stellt er Körner vollkommene Verständigung durch ein Beispiel in Aussicht, in der dritten gibt er seiner Hoffnung Ausdruck, den Briefpartner „nunmehr in den Stand gesetzt zu haben, mir ungehindert zu folgen.“ Er endet den Brief folgendermaßen: „Jetzt hast Du Data genug, meine Ideen gründlich zu prüfen, und ich erwarte Deine Bemerkungen mit Ungeduld.“⁵¹

Körner antwortet „ziemlich mit leeren Händen“, weil ihn die Huber-Affäre beschäftigt. Das Beispiel schöner Hilfsbereitschaft leuchte ihm ein, ein Merkmal der Schönheit fehle ihm jedoch, es sei ihm „alles zu dunkel“, um darüber schreiben zu können,⁵² so daß Schiller ihn am 28. Februar drängt: „Aber nun ist es auch an Dir,

⁵⁰ Ebd., S. 197.

⁵¹ Schiller an Körner am 23.2.1793, in: ebd., S. 217.

⁵² Körner an Schiller am 26.2.1793, in: SNA Band 34,1, S. 235f.

darüber zu raisonnieren“.⁵³ Die Aufforderung zur Kontaktaufnahme, zur kommunikativen Reibung wird aber von Schiller erneut mit der Übersendung einer geschlossenen Abhandlung verknüpft, also mit einem einstweiligen Abbruch der Kommunikation, wofür der Titel *Das Schöne in der Kunst* quasi als Schloß und Riegel dient.

Körner begnügt sich mit Hinweisen auf seine beschränkte Zeit und auf kritische Detailanmerkungen. Am 7. März schwingt er sich zum letzten Mal auf, in geschlossener Form auf Schiller einzugehen, er kommt zuletzt auf die Klassifikationsproblematik zurück und versucht, an Schiller anzuknüpfen und erneut Kontakt herzustellen, indem er behauptet, Schiller könne aus seiner Theorie das umständlich erläutern, was er, Körner, zuvor über Wert und Unwert gesagt und wie er den Begriff des Wertes in drei Klassen unterteilt hatte. Hiermit ist der *Kallias*-Briefwechsel im Grunde beendet, Schiller kündigt Fortsetzungen an, liefert sie aber wegen dringenderer Geschäfte nicht, Körner behauptet, seine Überlegungen für später aufgespart zu haben.

Zu beobachten ist also eine immer stärker werdende Monologisierung, die Abkopplung der Kommunikationsbeiträge voneinander, so daß die kommunikative Friktion nur noch verzögert und punktuell möglich ist. Geschuldet ist dies nicht nur der normalen Medialität der Schrift und des Briefes, sondern vor allem der antifriktionalen Strategie in Schillers Briefen, Werkhaftigkeit sowie Verständnis, Übereinstimmung und Harmonie, also gerade nicht Dialog und Konflikt zu unterstellen und vorauszusetzen.

Daß Körner, Schillers Mann in Dresden, sein Freund, Förderer und Gönner den – asozialen – Abbruch der Friktion durch Schiller akzeptiert, daß er die Manöver der Abkopplung hinnimmt, die vor allem durch die ziemlich gönnerhafte Strategie Schillers gestützt werden, Übereinstimmung, Verständnis und Harmonie zu unterstellen, diese geduldige Akzeptanz wird gemeinhin als Folge einer individuellen Schwäche Christian Gottfried Körners interpretiert. Doch Körners Verhalten entspricht einem kulturellen Muster, das die Funktion des Kommunikationsabbruchs für den kulturellen Mechanismus ebenfalls metaphorisch beschreibt und in Rechnung stellt.

⁵³ Schiller an Körner am 28.2./1.3.1793, in: SNA Band 26, S. 221.

Faßt man die Befunde im Spannungsfeld der friktionalen Bildlogik zusammen, so entstehen Autorschaft und Werk bei Schiller aus kommunikativer Friktion bzw. Reibung, anschließender Entkoppelung, wodurch Spannungsaufbau und Entladung, wenn man in der Gedankenfigur der Friktion verbleiben will, ermöglicht werden. Trennung und Entfernung zwischen den Brieffreunden rückt in dieser Bildlogik in den Vordergrund.

Körners Antwort darauf bewegt sich hingegen in ein anderes, traditionsreiches Bildfeld, in das des poetisch-philosophischen Parnasses, des Musengipfels; so kann er die Wiederaufhebung der Trennung zwischen Autor und Freund, zwischen Autor und Publikum betonen: Am 4. März 1793 schreibt Körner an Schiller als Antwort auf die Übersendung von *Das Schöne in der Kunst*: „Du hast [...] schon einen tüchtigen Berg erstiegen, und *ich* freue mich über die Aussicht, die er *uns* gewährt. [Hervorhebungen von mir; K. St.]“⁵⁴ Schillers Autorschaft, seine intellektuelle Arbeit ist für den Freund ein einsamer, asozialer Aufstieg in unwirtliche Höhen, der zuletzt eine gemeinsame Aussicht auch denen verspricht, die den Weg selbst nicht mitgegangen sind. Körner akzeptiert das Ende der Berührung, das Ende der Friktion, er akzeptiert geduldig den zeitweiligen Kontaktverlust und die verzögerte Wiederaufnahme des Kontakts in der Lektüre. Schiller sieht etwas, was die anderen nicht sehen, aber: er läßt es alle anderen im Werk, in der Schrift erkennen.

In dieser Kombination von Metaphern, von Gedankenfiguren, in der Kombination der Friktionsmetapher und der Gipfelmetapher entwerfen Schiller und Körner also ein höchst eindrückliches Modell von Autorschaft und ‚Werk‘, einer autonomen und zugleich freundschaftlich-gesellig-sozial eingebundenen Autorschaft als Fundament des separaten ‚Werkes‘.

⁵⁴ Körner an Schiller am 4.3.1793, in: SNA Band 34,1, S. 241.

